

Zeitschrift:	Kunst+Architektur in der Schweiz = Art+Architecture en Suisse = Arte+Architettura in Svizzera
Herausgeber:	Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte
Band:	65 (2014)
Heft:	2
Artikel:	Den Orten Identität verleihen
Autor:	Bispinger, Mascha / Stauffenegger, Christian
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-685702

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ruedi Stutz (links) und Christian Stauffenegger. Foto Gaspard Weissheimer

Stauffenegger + Stutz

Die visuellen Gestalter Christian Stauffenegger und Ruedi Stutz arbeiten in Basel und haben zusammen mit Stephan Mundwiler ab 1999 den Bundesplatz in Bern gestaltet, der 2004 eingeweiht wurde. Ihr Büro Stauffenegger + Stutz Visuelle Gestalter HFG ist in den Bereichen Ausstellungsdesign/Szenographie, Public Design, Grafikdesign, Signaletik und Webdesign tätig.

Kontakt: www.st-st.ch

Mascha Bisping

Den Orten Identität verleihen

Christian Stauffenegger über die ästhetische und symbolische Bedeutung von Wasser in der Stadt, die Entwicklung der Wasserspiele vor dem Bundeshaus und die guten Gründe dafür, warum bei der Gestaltung des öffentlichen Raums Zurückhaltung meist besser ankommt als grosse Gesten.

Herr Stauffenegger, welche Bedeutung hat das Wasser für Sie im öffentlichen Raum überhaupt? Welche besonderen Qualitäten bringt es mit sich?

Historisch ist im Stadtraum das Wasser von grosser Bedeutung als Trinkwasser, Energiequelle und auch als Abwasser, das früher häufig offen abgeleitet wurde. Das hat sich durch die unterirdische Wasserversorgung sehr verändert, es ist praktisch unsichtbar geworden im Stadtraum.

Der Mensch hat natürlich eine sehr innige Beziehung zum Wasser, es ist bekanntlich Grundlage allen Lebens. Es ist das Molekül, das wir in der Natur in den meisten Aggregatzuständen erleben können. Wir bestehen aus Wasser, und wir erholen uns oft am Wasser. Viele Städte liegen an Flüssen und Seen, wie Basel, Bern, Zürich, Genf – wegen der Versorgung und der besseren Verkehrsverbindungen. Auch visuell bietet das Wasser viel, symbolisiert es doch Vitalität, Bewegung und Reflexion. Es bringt ein Stück Natur in die Stadt. Die konstante Bewegung ist ebenso flüchtig und dynamisch wie der Rauch. Durch Wasser verändert sich die Umgebung, so fangen Steine an zu leuchten, oder Fassaden werden durch Reflexe belebt. Eine wichtige Rolle

spielt dabei auch der akustische Reiz, der beruhigend wirkt. Dabei hat Wasser einen sich stets wandelnden Ton.

Sie sind zusammen mit Ruedi Stutz von Hause aus visueller Gestalter und nennen Ihre Gestaltungen öffentlicher Räume «Public Design». Was verstehen Sie unter diesem Begriff?

Deutsch hiesse das «Gestaltung des öffentlichen Raumes», was aber wenig griffig ist. Uns ist aufgefallen, dass die Gestaltungsarbeit vieler Architekten an der Fassade aufhört. Grafiker machen häufig Schilder, und Gestalter machen «Street furniture». Der öffentliche Raum, an dessen Gestaltung viele beteiligt sind, wird meist nicht gesamthaft gedacht. Wir haben als visuelle Gestalter den Vorteil, dass wir kein Problem damit haben, wenn man unseren Eingriff nicht sieht. Wichtiger ist doch, dass es insgesamt funktioniert. Bei allen Projekten im öffentlichen Raum sind ja die Bürger die Bauherren, denn sie müssen alle vom Volk bewilligt werden und werden von ihm genutzt, und da passt «public» – was Volk und Publikum zugleich bedeutet – eindeutig besser als «öffentliche».



Sie wollen mit Ihren Platzgestaltungen den Orten Identität verleihen. Woraus speist sich für Sie die identitätsstiftende Qualität eines Ortes?

Zuerst kommt immer die Frage danach, was schon vorhanden ist. Hat das Bestehende besondere Qualitäten, und was können wir an diesen Qualitäten steigern oder herausarbeiten?

Das Zweite ist die Analyse der Funktionen. Eine Stadt ist ja ein bisschen wie eine Wohnung. Es gibt verschiedene Raumfunktionen und damit auch verschiedene Raumqualitäten. Wie also kann man diese Funktionen besser in den Raum einbinden? In Bern steht die Multifunktionalität des Platzes im Zentrum – ihr soll der Brunnen entsprechen. Er ist nicht mal an- und mal abgestellt, sondern einmal da und einmal nicht da. Man sieht ihn praktisch nicht, wenn er ausser Betrieb ist.

In der Beschreibung des Projekts für den Bundesplatz in Bern benutzen Sie den Begriff der «gestalteten Leere». Welche Funktion sollte diese Leere erfüllen, bzw. sollte etwas die Leere füllen?

Es gab drei gute Argumente für die «gestaltete Leere»: Das Bundeshaus von Auer ist ein funktionierendes Parlaments-

gebäude und zugleich Baudenkmal. Es ist voller Symbole, in seiner ganzen Ikonographie ein Denkmal für die Schweiz. Was setzt man davor? Fügt man dem noch etwas hinzu, oder lässt man eher eine inhaltliche Leere? Wir haben uns dafür entschieden, nicht noch ein Denkmal vor das Denkmal zu setzen, sondern dem Bestehenden eben durch die Leere eine Bühne zu geben.

Der zweite Grund für das Konzept der «gestalteten Leere» war, dass Bern mit seinen teilweise engen Gassen schon sehr dicht ist. Die Offenheit des Bundesplatzes sollte eine gute Leere, einen sozusagen freiheitlich-öffnenden Aspekt dagegensetzen. Hier wird der Raum selbst in den Mittelpunkt gestellt. Drittens gab es in der Ausschreibung zum Wettbewerb die Forderung nach einer nutzungsneutralen Fläche, die immer wieder neu bespielt werden kann. Da ist eine möglichst sparsam gestaltete und kaum möblierte Fläche natürlich am geeignetsten.

Gab es eigentlich Überraschungen für Sie nach der Fertigstellung des Platzes?

Ja! Baulich kann man zwar alles planen, bis hin zum Muster der Steine. Nicht planbar allerdings waren verschiedene Aspekte des Wasserspiels. Wir haben nämlich vor der



Die «gestaltete Leere» auf dem Bundesplatz schafft Raum und zugleich eine Bühne für das Bestehende (oben). Die Steinplatten aus Valser Gneis bilden eine klare Fläche mit starker Struktur (unten). Fotos Ruedi Walti

Realisierung nur eine Düse zur Probe gehabt, und die war nicht in dem späteren Stein, sondern in Kies montiert. Die eingebauten 26 Düsen brachten uns an die Grenze unseres Vorstellungsvermögens – das war nicht vorherzusehen. Überraschend war vor allem der Klang des Wassers, wenn es wieder auf die Erde fällt.

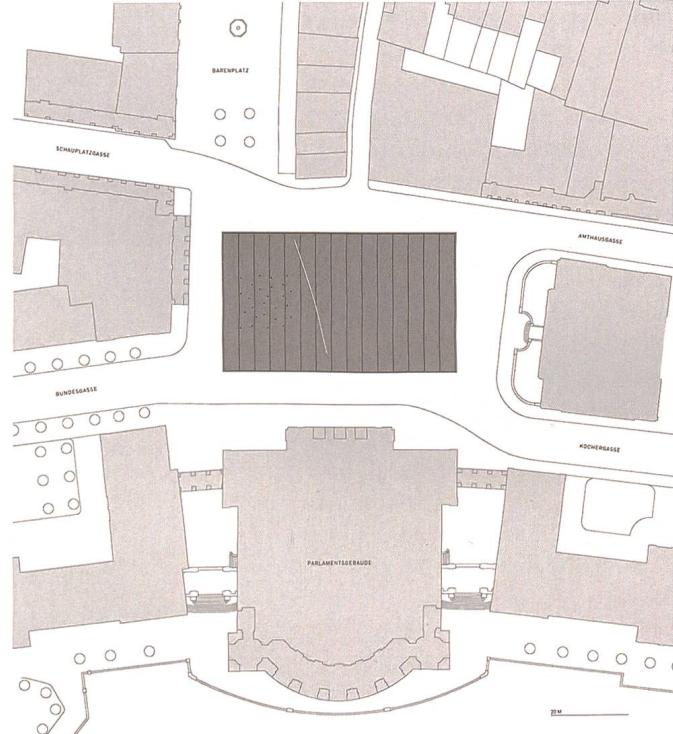
Haben Sie vorher überhaupt an einen Klang des Wassers gedacht?

Bestimmt, aber der tatsächliche Ton auf dem speziellen Stein, der das nochmal ganz anders zum Klingen bringt und eine neue Qualität in den Stadtraum einführt, das war eine Überraschung.

Sie nennen als Referenz für den Springbrunnen auf dem Bundesplatz einen Wasserfall in Vals. Ist das einfach eine Verbindung über das Wasser, oder gibt es da noch eine andere Ebene?

Zum einen sind die Steinplatten aus Valser Gneis, sie wurden in einem Muster verlegt, bei dem die Maserung spiegelsymmetrisch angeordnet ist. Ursprünglich wollten wir die Fläche des Platzes mit Beton gestalten, das wäre aber zu monoton geworden.

Der Bundesplatz in Bern:
Seiner Multifunktionalität soll auch das Wasserspiel entsprechen. Plan Stauffenegger + Stutz



So haben wir uns für eine klare Fläche entschieden – aber mit starker Struktur.

Das Wasserspiel dient auf der Fläche als dreidimensionales Element, das man im Sinne der Nutzungsneutralität des Platzes an- und abstellen kann. Es ist komplett reduziert auf die Düsen. Es gibt keine Ablaufgitter oder dergleichen. Und das ist auch die Verbindung zum Steinbruch in Vals: Nur Wasser und Stein sowie die farbliche Veränderung des Steins und das Hervortreten der Maserung bestimmen das Bild.

Haben Sie andere Brunnen als Referenzen genutzt?

Wenn man nach Las Vegas geht oder nach Schanghai oder in den Europapark Rust, dann sind die Wasserspiele dort immer sehr offensichtlich gesteuert, und man spürt die Technik, man spürt die regelmässige Anordnung der Düsen und die sich wiederholende Lichtinszenierung. Ich bezeichne das als «Casinowasserspiel». Das finden wir langweilig. Wir haben im Gegensatz dazu in der Programmierung des Wasserspiels in Bern Klänge und Rhythmen verschiedener Wassersituationen aus der Natur zum Vorbild genommen: die Quelle etwa mit ihrem regelmässigen Geplätscher, das Seeufer, das immer anders tönt und nie langweilig wird, dann der Fluss, ein starker Wasserfall, eine leise Tropfsteinhöhle und so weiter. Die monotone Wiederholung wollten wir unbedingt vermeiden.

Sind diese konkreten Klangvorstellungen schon in der Planungsphase entstanden?

Die Idee eines Wasserspiels war von Anfang an da, auch früher gab es hier ja Wasser. An der Stelle unseres Wasserspiels war der Stadtgraben, und das war die einzige Zone, wo man graben durfte. Der Rest des Platzuntergrunds ist eine archäologische Schutzzone. Zuerst waren nur 24 Wasserdüsen geplant, die wir möglichst unregelmässig anordnen wollten. Dann hat der Bundesrat verlangt, dass wir 26 machen – wir wollten aber vermeiden, dass die Düsen bestimmten Kantonen zugeordnet werden, und haben sie deshalb möglichst unregelmässig angeordnet. Ich sage immer – mit einer Prise Ironie –, die Düsen zeigten das Sternbild vom 1. August 1291. Denn eine bestimmte Himmelskonstellation erscheint visuell zwar auch chaotisch und wirkt trotzdem harmonisch.



Mir fällt auf, dass Sie bis in die Details hinein so wenig Bedeutung wie möglich angestrebt haben, was an diesem Ort sehr schwierig ist, weil hier alles sehr schnell symbolisch aufgeladen ist.

Das ist eine komplexe Aufgabe, speziell wenn unterschiedliche Interessen und Vorschläge dazukommen: etwa, als wir aufgefordert wurden, neben den Wasserdüsen auch die Kantonswappen anzubringen – das haben wir abgelehnt.

Wichtiger war uns die Wirkung. So bekommt die Fassade des Bundeshauses eigentlich nie direkt Sonne und wirkt eher schwer, aber durch das Wasserspiel und die Reflexion auf der Wasserfläche, die entsteht, gewinnt die Fassade an Leichtigkeit.

Entscheidend war zudem, dass das Bundeshaus wohl das einzige europäische Parlament aus dem 19. Jahrhundert mit einem ebenerdigen Eingang ist. Die Treppe kommt ja erst innen. Und so sollte diese definierte ebene Fläche präzise auf das Bundeshaus ausgerichtet sein, um das noch zu betonen und die städtebauliche Situation zu bereinigen.

Die NZZ hat den Bundesplatz eine «eidgenössische Visitenkarte» genannt. Was ist für Sie spezifisch «eidgenössisch» oder «schweizerisch» daran?

Darüber haben wir uns sehr gefreut. Die «Visitenkarte» bezieht sich hoffentlich nicht auf das Format! Wir sind wie andere der Meinung, die Schweiz ist zum grössten Teil gebaut – wir müssen da nicht nochmal

etwas Lautes und Grosses dazubauen. Es braucht eine gewisse Zurückhaltung. Die Gestaltung des Bundesplatzes funktioniert gut, weil sie sich selbstverständlich und bescheiden ins Bestehende einfügt. Wir haben uns um eine präzise Analyse der Situation und die grösstmögliche Reduktion der Mittel bemüht – bis hin zur Fugenstärke zwischen den Steinen haben wir uns allerdings umfassend Gedanken gemacht, und diese Präzision hat uns zwei Jahre gekostet. Es ist schön, dass die Schweizer sich offenbar damit identifizieren.

Auch bei der Neugestaltung der Altstadtgassen von Aarau haben Sie mit Wasser gearbeitet, jedoch auf eine ganz andere Art und Weise.

Aarau ist eine mittelalterliche Stadtgründung aus einem Guss, abschüssig am Hang gebaut. Es gab früher Wassergräben durch alle Gassen, die in den Fluss führten. Anfang des 20. Jahrhunderts hat man die zugemacht, weil das nicht mehr praktisch und hygienisch genug war. In gewisser Weise wurde der Stadt dadurch aber auch ein Teil der Identität geraubt, weil man nun nicht mehr weiß, wo der Fluss ist. Mit unseren neuen Wassergräben durch zwei Gassen der Altstadt versteht man die ursprüngliche Anlage wieder besser. Die Stadt erhält wieder den Wasserdurchlauf als wichtiges Gestaltungselement.

Die 26 Düsen des Wasserspiels sollen unterschiedliche Klänge und Rhythmen von Phänomenen aus der Natur spiegeln – nie gleich, nie monoton.
Foto Ruedi Walti

Gibt der Altstadt einen Teil ihrer Identität zurück:
Bei der Neugestaltung in Aarau wurden die Wassergräben wieder freigelegt. Foto Staufenegger + Stutz

Die Altstadt von Aarau.
Foto Stadt Aarau



Die Strategie, ursprüngliche, später überwölbte oder zugeschüttete Gewässer wieder sichtbar zu machen, ist auch aus anderen Städten bekannt. Welche Funktionen und Bedürfnisse erfüllt diese Strategie heute?

Das Erste, was man bei einer Stadtgründung braucht, ist sauberes und fliessendes Wasser. Die Gräben in Aarau funktionieren heute natürlich anders, man kann sie auch schliessen, für Feste etwa sind sie innerhalb von zwei Stunden zu. Vor manchen Geschäften hat man auch Übergänge, die von den Nutzern gewählt werden konnten. Diese neue Aufenthaltsqualität bringt mehr Leben, neue Geräusche und Klänge in die Stadt.

Welchen öffentlichen Raum würden Sie gerne einmal neu gestalten?

Es gibt natürlich viele mögliche Projekte. Am interessantesten finde ich gerade die neue Gestaltung des Zentrums von Riehen, die kürzlich in der Volksabstimmung angenommen wurde. Die Situation ist ein uneinheitlicher Stadtraum zwischen dem Gemeindehaus aus den 1950er Jahren und einigen anderen, nicht besonders prägenden Gebäuden. Dieser Raum geht in die damit unverbunden wirkende Einkaufsstrasse über. Wir sollten einen Vorschlag für die neue Gestaltung machen und sind ausgegangen von den drei Winterlinden, die auf dem Platz stehen. Sie decken die Architektur teilweise ab und geben dem Ort eine Identität. Winterlinden können mehrere hundert Jahre alt werden, und sie sind jetzt schon älter als der älteste Riehener. Deswegen fanden wir – anders als unsere Mitbewerber –, dass die Bäume unbedingt bleiben sollten.

Werden Sie in Riehen auch wieder Wasser einsetzen?

Ja, obwohl der alte Brunnen durch unser Projekt ersetzt wird: Die Bäume stehen in Ringen in einem sehr flachen Wasserbecken von einem Zentimeter Tiefe, das die Luft befeuchtet und spiegelt – wenn man da durchgeht, sieht es aus, als ob man über das Wasser gehen würde. Wir planen hier also eigentlich eine Pfütze. Außerdem wird durch das Wasser auch hier der Stein befeuchtet, der dadurch leuchtet. Drei Düsen werden Wasserringe in die Fläche treiben.

Und wie soll der weitere Stadtraum dann aussehen?

Der übrige Raum bis in die Einkaufsstrasse hinein soll eine zusammenbindende Raumstruktur und einen Rhythmus bekommen durch verschiedene, abwechselnd verlegte Pflasterarten in einem bestimmten Raster, zwei zusätzliche Bäume, weitere Pflanzringe sowie eine einheitliche Beleuchtung.

Was wird von den Winterlinden in den weiteren Stadtraum getragen?

Die Idee ist, dass das Thema der Ellipse von den drei Winterlinden weitergebaut wird. Interessant ist in diesem Zusammenhang,



wie der öffentliche Raum bei Abstimmungen immer grosse Emotionen weckt. Das ist anders als bei der Architektur. Ein Hochhaus-Neubau etwa kann weniger Emotionen wecken, als wenn man die alte Telefonkabine auf dem Barfüsserplatz entfernt. Solche Dinge sind ein Teil der Bewohner und ihrer Geschichte. Deshalb achten wir beispielsweise auch beim Design neuer Tramhaltestellen wie in Basel immer auf eine möglichst zurückhaltende Gestaltung, mit Respekt vor dem Vorhandenen, denn der öffentliche Raum benötigt meist keine zusätzliche expressive Gestaltung. Im Gegenteil: Die funktioniert meistens nicht, weil schon so viele Eindrücke da sind.

Inwiefern sehen Sie eigentlich eine besondere Verbindung zwischen «Wasser» und «Schweiz»?

Die Berge und das Wasser in all seinen Zuständen gehören zur Schweiz. Interes-

sant finde ich, dass die Entwicklungshilfe der Schweiz sich vor allem auf Trinkwasser fokussiert; auch die ETH forscht in einem grossen Zentrum über Wasser. Wasser ist der Rohstoff der Schweiz, hier entspringen mehrere Flussquellen. Die Schweizer gehen an Flüsse und Seen oder in den Schnee, um sich zu erholen, das hat für uns alle eine wichtige Bedeutung. Wir können ja auch in den Gewässern vieler Städte baden und schwimmen.

Wichtig ist bei unseren Projekten, dass sie deutungsoffen sein sollen. Wir sagen nicht, dass jemand «die Schweiz» in unseren Gestaltungen zwangsläufig sehen soll, sondern wir wollen, dass die Leute einfach Freude an dem haben, was wir machen. ●

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Das Dorfzentrum von Riehen bei Basel –
mit wenigen Eingriffen werden kohärente Raumstrukturen erzeugt.
Visualisierung Stauffenegger + Stutz



WOLS DAS GROSSE MYSTERIUM

Sehen heisst, die Augen schliessen.

29. Juni bis 28. September

Museum Liner Appenzell



Stiftung Liner Appenzell
MUSEUM LINER KUNSTHALLE ZIEGELHÜTTE